

tiefsinnigsten Problemen, die doch immer wieder im konkreten christlichen Alltag zum Tragen kommen; Gedankengänge, die beständig zur Auseinandersetzung zwingen, und all das in einer Sprache ausgedrückt, die manchmal von dichterischer Kraft, recht oft aber schwer erschließbares, zwar nahrhaftes, aber hartes Theologienbrot ist, je nach Thema und Ort der ersten Veröffentlichung. Im sechsten Band seiner gesammelten Aufsätze gruppieren sich die Einzelthemen um das große Thema: Kirche im Konzil und in der pluralistischen Gesellschaft. Die Themengruppen lauten u. a.: Christentum in der Gegenwart, fundamentaltheologische Fragen, theologische Anthropologie, Lehre von der Kirche; Meditatives und streng Fachtheologisches wechseln einander ab und durchdringen sich gegenseitig. Manche bekannten Vorträge und Aufsätze der letzten Zeit sind aufgenommen; Einzelnes kann nicht genannt werden. Erkennbar ist, wie Rahners theologische Arbeit von der dogmatischen Grundlagenforschung (vgl. die ersten Bände der Schriften) sich den Problemen der Kirche des Konzils zuwendet, also „aktuell“ wird, und dies im ständigen Rückgriff auf die Grundlagen. Es ist jene Form der Theologie, wie sie als Teilgestalt theologischen Denkens wohl heute dringlich ist. So bildet der neue Band eine willkommene Ergänzung der früheren Schriften. P. Lippert

CARROUGES, Michel: *Volk Gottes — Mythos und Wirklichkeit*. Eine Standortbestimmung. Reihe: *Werdende Welt*, Band 6. Limburg 1965: Lahn-Verlag. 164 S. kart. DM 12,80.

Das temperamenvoll geschriebene Buch hat einen Laien zum Verfasser, der sich als Familienvater und Jurist über die tatsächliche Situation der Laien in der Kirche seine Gedanken gemacht hat. Der französische Originaltitel läßt das deutlicher erkennen „Laïcat — mythe et réalité“ (das Volk Gottes ist nicht identisch mit dem Laienstand). Im ersten Abschnitt (13—35) kritisiert der Verfasser schonungslos die heute weit verbreitete klerikale Redeweise vom „erwachsenen Laien“ oder von der „Förderung des Laien“. An Hand einer kurzgefaßten Geschichte des Laien in der Kirche wird dann seine Stellung (36—66) und Bedeutung (67—106) aufgezeigt. Die dabei angeführten Beispiele stammen aus der Geschichte Frankreichs, das wie kein anderes Land bedeutende Lientheologen hervorgebracht hat (von den heutigen seien nur J. Maritain, J. Guittou und H.-J. Marrou genannt). Im letzten Abschnitt (107—162) bemüht sich der Verfasser, zu einer wirklichen Lösung des Problems vorzudringen. „Das größte Hindernis“ sieht er „in den altväterlichen Komplexen einer gewissen Geistlichkeit, die sich für eine Vorhut hält und die Förderung der Laien predigt, sie aber unter Vormundschaft halten möchte“ (161). Er proklamiert deshalb einen christlichen „Antiklerikalismus“, dessen Verwirklichung er etwa in dem Verhalten König Ludwigs IX. zur Kirche sieht. Manche Gedanken und Forderungen des Buches, das 1964 in Paris erschien, haben inzwischen Eingang in verschiedene Konzilsdekrete gefunden. Dennoch behält das Buch seinen Wert, weil es besonders die Hindernisse ins Auge faßt, die der Verwirklichung der aufgestellten Prinzipien im Wege stehen, und manche gute Vorschläge zu ihrer Überwindung macht. Wir stimmen den Worten J. Danielou's uneingeschränkt zu: „Es ist gut, daß auf diesem Gebiet, an dem die Laien unmittelbar interessiert sind, ein Laie mutig das Wort ergriffen hat. Wir sind Michel Carrouges (dafür) dankbar.“ R. Bourgeois

SCHNACKENBURG, Rudolf: *Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament*, Band IV/1: *Das Johannesevangelium* I. Teil. Freiburg 1965: Verlag Herder. 524 S. Ln. DM 68,— brosch. DM 64,—.

Nachdem in der Reihe „Herders theologischer Kommentar“ bisher die sogenannten Katholischen Briefe des Neuen Testaments erschienen waren, liegt nun der erste Evangelienband vor, bearbeitet von dem Professor für Neues Testament an der Universität Würzburg, dessen Erklärung zu den Johannesbriefen in derselben Reihe bereits die dritte Auflage erlebte. Ein Fachmann sagt zu diesem Band über das Johannesevangelium, das einzig Negative an ihm sei die Höhe seines Preises. Solchen Preis aber wird man (mit Murren gegen den Verlag) in Kauf nehmen, wenn man so viel dafür erhält! Die Erklärung des Evangelientextes reicht hier zwar nur bis zum Ende des vierten Kapitels, doch gibt es außerdem eine Einleitung von 200 Seiten, und die Auslegung des Prologs allein umfaßt schon 73 Seiten.

Wenn wir den Lesern der „Ordenskorrespondenz“ dieses Buch so nachdrücklich empfehlen, dann geschieht das aus mehreren Gründen. Einmal brauchen wir in unsern Klöstern nicht nur popularisierende Schriften, sondern auch die wissenschaftlichen Standardwerke. Wenn einer etwas genau nachschlagen, wenn er Gründe und Gegenstände erfahren will, dann findet er zum Johannesevangelium in diesem Kommentar alles. Sodann sollte unsere Bibelarbeit stets theologische Folgerungen ziehen und nie bei der historischen Kritik stehenbleiben. In diesem Buch liegt nun aller Nachdruck auf einer theologischen Exegese. Drittens müssen wir den

Mut haben, veraltete Positionen aufzugeben, und zugleich müssen wir die Klugheit besitzen, nicht in Extreme zu fallen. Hier wird uns ein Buch mit „mittleren Lösungen“ angeboten. An zwei Beispielen, einem aus der Einleitung und einem aus der Auslegung sei das näher erläutert.

Das Kapitel über die Verfasserfrage (60–88) beginnt mit der Klarstellung über den richtigen Ausgangspunkt. In der klassischen „johanneischen Frage“ war eine falsch formulierte Alternative enthalten, nämlich: „Ist der Zebedäussohn Johannes der Verfasser oder nicht?“ Richtiger sollten wir fragen: „Wie beruht das Evangelium auf der Autorität des Apostels Johannes?“ Wenn nämlich zwischen ihm und unserer Endgestalt noch eine Traditions- und Redaktionsgeschichte liegt, wie Schnackenburg mit Recht annimmt, so ist das für den Glauben unerheblich. Nachdem diese Voraussetzung geklärt ist, werden nacheinander die altkirchliche Überlieferung über den Verfasser und das Selbstzeugnis des Evangeliums untersucht. Schnackenburg bringt zum Schluß einen Lösungsvorschlag: Der eigentliche Evangelist ist ein mit dem jüdischen Hellenismus vertrauter Mann gewesen, der den Traditionsstoff gedanklich durcharbeitete, inhaltlich auf eine Linie brachte und sprachlich formulierte. Diese Formulierung geschah nach dem Tode des Gewährsmanns, nämlich des Zebedäussohn Johannes. „Der Jünger, den Jesus liebte“ ist also keine Selbstbezeichnung des Johannes, sondern die Bezeichnung der Schüler und insbesondere des Evangelisten für Johannes. Diese mittlere Lösung kommt der Wahrheit wahrscheinlich näher als alle extremen Lösungen der liberalen und der konservativen Forscher; sie kann sich auf viele Aussagen des Textes und auf viele frühe Traditionszeugnisse stützen.

Das Kapitel über das erste Wunderzeichen Jesu in Kana (328–354) beginnt wie jede Auslegung des Buches mit einer Übersetzung des Textes und mit einer Vorbemerkung zur literarischen Form, zur Traditions- und Redaktionsgeschichte. Es folgt die fortlaufende Exegese, dann eine längere Abhandlung über die tiefere Deutung und endlich ein Exkurs über johanneische Zeichen. Außer den zahlreichen Fußnoten sind weitere Anmerkungen zur Literatur und Auseinandersetzung mit anderen Meinungen im Kleindruck eingefügt. Die gemäßigte Art der Aussage erkennt man etwa an folgenden Sätzen und Satzteilen: „Unter dem Vorbehalt, daß auch andere Deutungen ihr relatives Recht behalten...“. „Viele Deutungen sind tiefsinniger, als sich aus der Darstellung entnehmen läßt.“ „Die sakramentale Deutung verengt unnötig den Blick.“ „Man wird auf eine spezielle Symboldeutung lieber verzichten.“ Schnackenburg bestreitet nicht, daß die Redewendung „Was willst du von mir, Frau?“ eine gewisse Distanzierung enthält; er übersetzt den Satz „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“ als Feststellung und nicht als rhetorische Frage, und er bezieht ihn nicht auf irgendeine zukünftige Stunde, sondern auf die gegenwärtige Heilstunde: die Erzählung ist, wie 2,11 beweist, eine Epiphanie-Erzählung, Bericht von einer Selbstoffenbarung Jesu. Im „Zeichen“ wird dem Glaubenden jetzt sichtbar und erfahrbar, daß der auf Erden weilende Gottessohn der Ort der Gegenwart und des Wirkens Gottes ist. Das christologische Interpretationsprinzip wird an den Anfang aller Erklärungen gestellt. Daher kann alles Streiten um die historische Tatsächlichkeit ebenso vermieden werden, wie die Behauptung von einem entmythologisierten Christentum „nach Johannes“ oder von wesentlichen Anleihen des Johannes beim heidnischen Hellenismus. Die Inkarnation des Gottessohnes, d. h. der historische Jesus wurde als Ausgangspunkt der theologischen Interpretation des Johannes erkannt.

Am Schluß des Buches wird in einem kurzen Satz mitgeteilt, daß ein zweiter und abschließender Teilband den Rest des Kommentars und die Register enthalten werde. Wir dürfen zugleich mit unserem herzlichen Dank an den Verfasser sagen, daß wir ihm und uns eine glückliche Vollendung in absehbarer Zeit wünschen.

W. Pesch

MUSSNER, Franz: *Die Johanneische Sehweise und die Frage nach dem historischen Jesus*. Quaestiones Disputatae 28. Freiburg 1965: Verlag Herder. 94 S. kart. DM 9,80.

Der bekannte Regensburger (früher: Trierer) Neutestamentler geht von der Frage aus, wieso der Christus des Johannesevangeliums anders spricht als der synoptische Jesus; ob der johanneische Christus mit dem historischen Jesus von Nazareth identisch sei und in welchem Sinne man das vierte Evangelium als Interpretation oder als Neuschöpfung verstehen dürfe und müsse.

Der Verfasser antwortet darauf als Exeget, indem er historisch-kritisch analysiert, Texte und Begriffe untersucht, die Situation des Evangelisten und ihre Bedeutung für seine theologische Sprache herausstellt und indem er in klaren Synthesen seine Ergebnisse zur johanneischen Sehweise und zur Bedeutung des Heiligen Geistes und der Liebe für die Formulierung dieses Evangeliums darlegt. — Der Verfasser antwortet zweitens immer zugleich als kirchlicher Theologe, wie man deutlich an